

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 8

Artikel: Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale [Fortsetzung]
Autor: Bärtschi, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ueber ihm spannte ein Adler seine Flügel und stieß sein rauhes Raubtiergeschrei in die Himmelsweite.

Sie begann von ihrer Jugend zu erzählen, von dem weißen Licht des Mondes und der kühlen Quelle, von den duftenden Kräutern und den Geistern, die über das dürre Laub huschten und den Menschen in die Träume kamen. Sie wußte von den flinken Forellchen zu sagen, die durch das Wasser der wilden Marobbia schossen, wie glitzernde Pfeile durch die blaue Luft.

Sie erzählte von dem Uhu, der in den Felsen nistete, der Rabe die Mäuse fortstieß und die Mädchen anblies, die jung sterben sollten.

Ueber einer ihrer Gespielinnen hatte er die Flügel zusammengeschlagen, als sie das dürre Gezweige zusammen trug zur Feuerung für den Winter. Ganz kalt war ihr sein Atem über das Gesicht gestrichen, und sie war gestorben, ehe der Winter kam. Sie fand kein Ende im Erzählen. Immer Neues fiel ihr ein, und immer hastiger redete sie.

Ihr Enkel lauschte ihr mit verlangenden, sehnächtigen Augen.

„Großmutter, gib mir die Alpe,“ rief er und streckte die Hand aus, als könnte er darin das grüne Besitztum bergen.

„Reiche Mutter, gib ihm die Alpe“, baten der Sohn und die Sohnsfrau.

Sie gab ihm die Alpe.

Nun gehörte ihr nichts mehr, außer ihrem alten Leibe und ihren Erinnerungen.

An ihnen spann sie in den schlaflosen Nächten und den langen Tagen, an denen sie im Winkel saß und wartete.

Ihre Füße trugen sie nicht mehr, und ihre Augen wurden dunkel. Sie wartete immerzu und wußte nicht, worauf sie wartete. Sie sah stundenlang auf die Türe und meinte, sie müsse sich öffnen und jemand hereinlassen.

Vielleicht wartete sie auf ihre Jugend, die weit von ihr gegangen war und ihrer Verlassenheit vergessen hatte.

Sie blickte durch die Fensterscheiben mit ihren trüben Augen und meinte den Gipfel des Berges zu sehen, des Camoghè, an dem die Schatten der Gemsen entlang liefen.

Ihre Ohren verstanden nichts von dem, was die Leute sagten. Sie begann mißtrauisch zu werden und lauschte mit den Ohren der Seele, wenn ihr Sohn in ihrer Nähe war.

Die hörten feiner und schärfer als die besten Menschenohren.

„Ich habe noch einen Sohn“, sprach sie. „Tragt mich zu ihm.“

Der Sohn weigerte sich, sie von seinem Herde zu lassen, denn der Winter war nahe, darin die alten Leute kränkeln und sterben.

Es wurde Mai, und die Äpfel begannen sich zu röten in den Zweigen.

„Sie lebt uns zum Aerger“, sagte die Sohnsfrau. „Tue ihr den Willen“, und er trug sie zu dem andern Sohne.

Der Herbst kam und warf das Gold der Sonne über das Tal, als wäre es unausschöpfbar, wie die Güte Gottes. Mit einem Male versiegte es, und die Marobbiotterin sah an der Flamme, die im Ramin ihres andern Sohnes sich mühte, den Frost aus dem Raume zu treiben.

Zuweilen kam das Enkelkind gesprungen und spielte mit den geweihten Münzen, die die Großmutter am Hals trug.

„Maria, kleine Maria“, sagte die Marobbiotterin, „zerbrich deinen Sparhafen nicht; laß ihn die andern zerbrechen, wenn du tot bist.“

Sie löste ein Münzlein ab und befahl dem Kinde, es in seinem Büchlein zu bergen.

„Sie wird wunderlich“, sprach der Sohn.

„Der Winter ist da“, tröstete ihn die Frau. Sie sagte es schon und fügte nicht hinzu, was sie sich dabei dachte, denn sie war jung und hatte kein hartes Herz.

„Arme Mutter“, klagte der Sohn und griff zur Korbflosche, darin ein Restlein schweren Weines war.

„Arme Mutter, stärke dich.“

Die Greisin erbehte, als der Sohn den Wein ins Becken goß.

Zittrig begann sie zu schluchzen.

„Arme Mutter, hat er mich genannt. Ich war ihm die gute, die schöne und die reiche Mutter, ihm und allen meinen Kindern. Nun bin ich die arme Mutter.“

Es war, als wüßten ihr die Tränen eine Staubschicht aus den Augen.

Sie sah in die Ferne und sah die grüne Alpe, die kühle Quelle und den Camoghè, der weiß im Lichte stand.

„Da ist die Wolke“, flüsterte sie. „Meine weiße Wolke kommt auf mich zu.“ Sie schüttelte sich und begann zu husten und wurde blaß bis in die welken Lippen.

Da legte sie die Sohnsfrau flach auf die Holzbank und begann die Sterbegebete.

Fein und zart kündeten die Silberschellchen in der Hand des Chorknaben den Dörflern, daß Christi Leib zu einer Sterbenden getragen wurde.

Sie legten die Arbeit aus den Händen und blickten dem Zuge nach.

„Es gilt der Marobbiotterin“, riefen sie zurück in ihre Hütten.

Die Ältesten falteten ihre Hände und suchten in ihren Erinnerungen. Und dachten an ein scheues, schlankes Mädchen, das tänzelnd über die Steine der Waldquelle gehüpft war, und blickten hinauf zum Camoghè, der schneeweiß im ersten Winterwams in die Bläue des Aethers ragte.

Sie sahen den weißen Flaum, der über seinen Gipfel strich und flüsterten einander zu:

„Ihre Seele ist mit der weißen Wolke. Nun ist sie zerfloßen in dem Blau des Himmels und eingekehrt in den Frieden.“

Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale.

Von A. Bärtschi.

(Fortsetzung)

Die Chorrichter oder Ehegaumer sollten für den häuslichen Frieden besorgt sein. „Davidt Rott unnd syn Weib“ empfangen einen Rüssel, weil „sy sich von ein andren üßern (getrennt leben) der Haushaltung halben“. Einem Säumer wird deutlich dargetan: „Wan sy saumen wollen, so solle der Eghan solches verrichten, nicht aber das Weib. Die Schlüssel sollen sie auch gemein haben und sich des Zandens, Raupfens und Schlagens enthalten.“ „Hanz Gygler, der Rächenmacher zu Rotenboun, ein alter, übelhörender Mann, klagte ab seinem jungen Eheweib, daß er sehr ungütlich von selbigem gehalten, offft mit Streichen mißhandelt, ja, des Nachts gar aus dem Beth hinunter geworfen werde. Das Weib gabe vor, sie habe eine Sach an einem Schenkel, und wann sie die ankäme, so habe sie keine Ruh vor Schmerzen, biß sie den Mann geschlagen habe, der ihra sonst lieb und wärth seye. Se hat auch eine Ehrbarkeit dem Bendicht Ranz, Chor-Richter zu Rotenbaum, aufgetragen, auff diße Leü zuachten und, so fernere Uneinigkeit by ihnen eräugeten, solches vorzubringen.“ Ein Müllerknecht in Heimiswil verließ böswilligerweise seine Frau. Sie wird mit ihren Bescheiden, begleitet vom Rächmeyer, vors obere Ehegericht in Bern gewiesen. Da ein Suchbrief wirkungslos bleibt, wird die Ehe nach Jahresfrist von der Oberbehörde geschieden.

Streng wurde die Kinderzucht gehandhabt. Das 17. Jahrhundert kennt keinen Humanitätsdusel. Schwere Vorwürfe muß eine allzu liebevolle Mutter hören, die einen



James Ramsay Macdonald mit seinen Kindern (von links): Joan, Sheila, Alastair, Ishbel, Malcolm.

James Ramsay Macdonald,

der neue englische Ministerpräsident.

Zum erstenmal kommt in England, nach dem Sturze des konservativen Regiments, Labour Party, die Arbeiterpartei, zur Regierung. Es ist dies ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung; denn nun muß sich zeigen, ob die demokratisch-parlamentarische Richtung in der sozialistischen Bewegung einen erfolgreicheren Weg zur Weltbefreiung kennt als die bolschewistische Diktatur, deren machtvollster Repräsentant, Lenin, eben vom Erdschauplatz abgetreten ist. In Macdonald liegt die englische Arbeiterpartei einen hervorragenden Führer, der auch alle Qualitäten zum Leiter eines Weltvolkes mit sich bringt. Ramsay Macdonald blickt schon auf eine ca. dreißigjährige parlamentarische Wirksamkeit zurück. Er ist ein Mann der Praxis und nicht der Theorie, wiewohl er zu den „Intellektuellen“ der von ihm gegründeten „Unabhängigen Arbeiterpartei“ gehört. Als Mensch von offener, ehrlicher Gesinnung und praktischer Lebensauffassung ist er der Politiker nach dem Herzen des englischen Volkes. Seine ersten Regierungshandlungen: Anerkennung Soviet-Rußlands, Verständigung mit Frankreich in der Pfälzischen Frage und seine maßvolle Regierungserklärung im Parlament haben in der ganzen politischen Welt den besten Eindruck gemacht. Die englische Politik ist wieder aktiv geworden. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt man nunmehr die weiteren Schritte der englischen Regierung.

ihrer Knaben, der klagend von seinem Meister zu ihr sich flüchtet, „gezüchtet, an statt (daß) sie ihn mit Stäben und Prügel zu seinem Meister hätte weihen und jagen sollen“. Ein Bube wird scharf angefahren, weil er sich gegen seinen Vater zur Wehr stellen wollte, „als er ihn mit einem Zaunstecken hat schlagen wollen“. „Weilen Hans Wenbel vor seiner Mutter und wegen derselben mit der Faust auf den Tisch geschlagen, hat er deswegen auf gebogenen Knieen vor dem Chorgncht deprecieren müssen.“ Einer Witwe wird „gewaltig zugesprochen“, weil „sie ihren Meitlinen in ihrem unzüchtigen Wandel durch die Finger gesehen und verschwiegen, was sie Böses gethan“. Einige Knaben, die den Leuten Fenster einschlugen, um aus dem Fensterblei Büchsenkugeln zu gießen, müssen einen Tag im Gefängnis sitzen und sollen „in der Schul bis aufs Blut geschmeizet werden“.

Häufig wurde der Gottesdienst böswillig gestört. „Ch. Wenger, weil er über die Vorkfischen herab auf die Weiber gespeiuet, umb 5 Schilling gestraft“. Ein Knecht knüpfte während der Predigt einem Hunde die Ohren zusammen, daß er winfelte und ein Gelächter auf der Portlauben entstand. Er konnte nicht ungestraft hingehen, daß der „Ammann von dem Bystender fines Süniswyns in der Kirche Geld forderte, geschweige, daß Einer dem Andern einen Menen hinten an's Hofengläs genäht“. Christen Stoller, der in der Predigt geschlafen und „ein christenliche Gmeindt geergret“, bittet um gnädiges Gericht und kommt mit einem Gulden Buße davon, während ihrer zwei, die miteinander im „Haus Gottes gebäglet“, je 5 Pfund entrichten. Mutwilligen Buben, die sich sogar im „Gotschhaus“ des Spiels „mit Rußen“ nicht enthalten können, diktiert der Ammann nebst Geldstrafe Gefangenschaft. Der Catharina Lauber, die „mit einem Kind geschwäzet und rüdlings über den Stuhl bis zum hinteren Stuhl gelegen“, läßt man die Wahl zwischen 15 Bz. oder 3 Tage Arbeit im Schloß. Einen strengen Rüssel empfängt eine, die laut gähnt und einer andern hält man vor, wie sie während der hl. Kommunion „mit höchster Ergermus ihre unzüchtigen Augen auf die Portlauben zu den Buben gerichtet“. Jahrelang kämpft das Chorgericht gegen das ärgerliche Drücken auf der Port-

laube und das Weglaufen der Frauen vor dem Schlußgefang und Segenspruch. Ruff (Rudolf) Wenbel's Knab soll wegen vorzeitigem Verlassen des Gottesdienstes „in der Schul mit Ruten gezüchtet werden“. Peter und Matheus Hari hätten um 1 Pfund gebüßt werden sollen, da „in am Märtabend gedanzet. Weilen in aber darneben im Gsang (kirchlicher Gesangsverein) fleißig sich einstellen, so könnte ihnen alles fürs erste Mahl nachgelassen werden“. Einige Grempler, die ihre Ware am Sonntag feil hielten, müssen's mit 10 Schilling büßen. Der Landvogt gebietet dem Schreiber Zürcher, dafür zu sorgen, „daß sein Weib den unnützen und unehrbahrlichen Pracht, wan in zum Tisch des Herrn geht, hinweg thüje“ und eine Frau wird gefragt, warum sie „am Sontag das Tüchle nit trage, wie einem andern ehrlichen Wenb gepüre“.

Im Volke fanden sich heidnische Vorstellungen und Aberglauben aus katholischer Zeit in Menge verbreitet, und die Satzungen verbieten denn auch „abgöttische und papistische Ceremonien, Zauberen, Schwarzkünste, Verjagen der Krankheiten und Schatzgraben“. Sieben Personen feierten „den Jakobstag auf ergerliche, alte papistische Weis mit freßen, sauffen, tanzen und springen und Versammlen des wahren Gottesdienstes“ und entrannten dem Arme des Gerichts nicht. Melcher Bruner, der im Verdacht stand, „er wolle ins Papstum gan abfallen“, wäre wohl um dieser Rede willen gebüßt worden, hätte man nicht ein Ansehen mit seiner großen Armut gehabt. Während Versäumer der Predigt gewöhnlich mit einer „rähen Zensur“ davonlaufen können, fällt für zwei Männer erschwerend ins Gewicht, daß sie sich über den Sonntag an katholischen Orten aufhielten, was sie je 1 Pfund kostete. Jakob Gsfeler hatte sogar 4 Pfund zu erlegen, weil er sich äußerte, „er könne die römische Kirche weder schelten noch loben“, trotzdem er seine Worte zurückgenommen. Ein Bürger von Stettlen will von einem Verführer zum Schatzgraben verleitet worden sein: „Er habe erschreckenlich Sachen gesehen und zwar den bösen Geist selbst und zur Zeiten mehr böse Geister...“, davor uns Gott bewahren wolle“. Es ist ihm, da er sich sehr reumütig zeigt, „ein Büßlein von 2 Pfund anstatt 20 auferlegt worden“. (Schluß folgt.)